

Walter Schmidt-
Breitenstein.

Im Kampf
um die
Freiheit.

Roman
aus dem
Burenkriege
1899.

Preis 25 Pfg.

Langensalza.
Deutsches Druck- und
Verlagshaus.
1899.

GIN
9029/99

Im Kampf um die Freiheit.



Roman

aus dem Burenkriege 1899

von

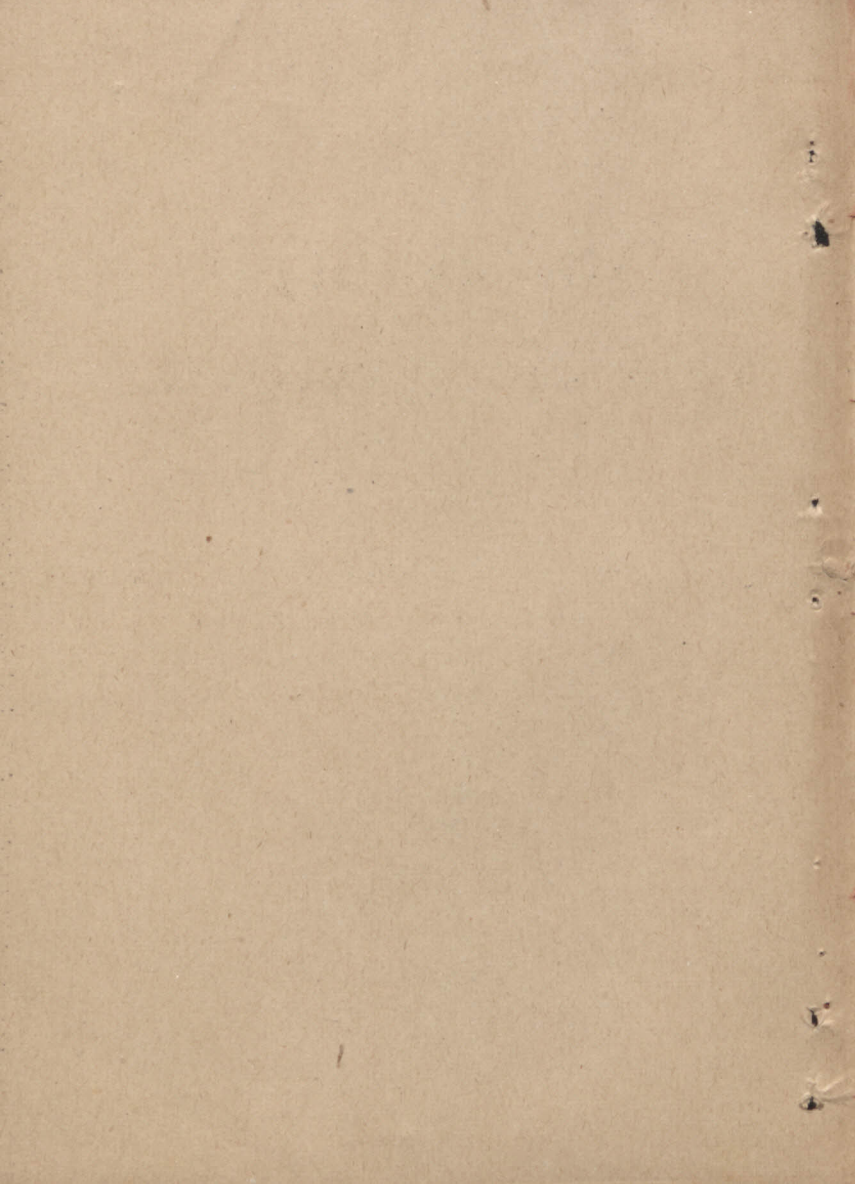
Walther Schmidt-Breitenstein.



Langensalza.

Deutsches Druck- und Versandthaus.

1899.



In Kapstadt.

Unweit Kapstadt und durch eine gut gepflegte Straßensucht mit diesem verbunden, liegt am Fuße des Mount Nelson hingestreckt, das Billenviertel der südafrikanischen Centrale. Es sind nur die feinsten Kreise der Stadt, die sich hier ansiedelten, um der im Sommer im Innern herrschenden Hitze zu entgehen und besonders Ausländer haben diesen Platz für ihr Heim gewählt. So wohnen dort die höheren Beamten der Colonie, die Kaufleute, die ihr Geschäft des Tags über in Kapstadt zurückhält und die dann Abends, froh ihren Comptoiren entronnen zu sein, zu ihrer Familie eilen, kurz alles, was das Geld besitzt, um sich an diesem bevorzugten Fleckchen Erde anzusiedeln. Da oben ist es still und ruhig, denn der Lärm der Stadt dringt nur gedämpft in jenes Viertel und nur gegen Abend wird es belebter.

Was Wunder also, wenn der junge Mann, der in einer jener Straßen auf und abwandelte, die Aufmerksamkeit der Bewohner auf sich zog.

Es war im allgemeinen nichts Merkwürdiges an ihm zu sehen, denn er war gekleidet, wie jeder andere junge

Mann in Kapstadt auch, elegant und chic, sodaß man ihn jederzeit nach den Pariser Boulevards hätte verpflanzen können, ohne daß jener dort aufgefallen wäre, und sein schöner flotter Schnurrbart, seine männlichen Züge, das wallende Lockenhaar, gepaart mit festem sicherem Auftreten, konnten wohl junge Damen veranlassen, ihm nachzusehen, berechnete aber noch gar nicht den englischen Schutzmann, den Wanderer mit mißtrauischen Blicken zu mustern.

Und dennoch war es so, jedoch schien sich jener wenig daraus zu machen und trat ruhig in ein am Wege gelegenes Café, was den Buntrock veranlaßte, seine überwachenden Blicke nach einer anderen Richtung zu lenken.

Vielleicht hätte er etwas mehr Achtung gegeben und wäre nicht so sorglos weiter gegangen, hätte er gesehen, daß der junge Mann überhaupt nicht in dem Lokale verweilte, sondern mit raschen Schritten an den nur gering besetzten Tischen vorübereilte und daselbe zur Hinterthür nach dem Garten wieder verließ. Hier angekommen, blickte er sich ein paarmal schnell um und setzte dann mit einer Geschidlichkeit, die man dem hummelnden Dandy gar nicht zugetraut hätte, über das Gitter hinweg in den anschließenden Garten. Doch auch hier hielt er sich nicht lange auf und schlich in gebückter Stellung zwischen den Büschen hindurch, bis wiederum ein Zaun seinen Weg hemmte. Auch diesen nahm er mit kurzem Schwung und schritt dann jetzt

wieder hoch aufgerichtet dem Vordergrund des Gartens, der wohl gepflegt, auf einen reichen Besitzer schließen ließ, zu.

„Op Uwe gezondheid!“ (Auf Euere Gesundheit) brummte er. „Der Schleicher war mir richtig auf den Fersen. Na, sie sollen sich getäuscht haben, einen Bur erwischt man nicht so leicht!“ Verächtlich hieb er mit dem dünnen Stöckchen, das jetzt gar nicht mehr zu der plötzlich wie gewachsenen Gestalt des eilig Dahinschreitenden passen wollte, durch die Luft.

Kuy Verden, so hieß der junge Mann, war ein geborener Holländer, befand sich aber schon seit seinem zwanzigsten Jahre im diplomatischen Dienste der süd-afrikanischen Republik, für welche er soeben bereit war, man schrieb den 20. September 1899, einen wichtigen politischen Auftrag auszuführen. Präsident Krüger und seine hiesigen Auftraggeber sollten mit ihm zufrieden sein. Galt es doch nichts Geringeres, als dem alten Ohm die Versicherung der Kapstädtischen Buren zu überbringen, daß sie ihm treu ergeben seien, und daß im geeigneten Momente auch sie zu den Waffen greifen würden, und bereit seien, ihr Leben für ihre Brüder zu opfern. Schon jetzt hatten sich eine Anzahl Männer zusammen gethan, um nach dem Mutterlande aufzubrechen und dort in jenem Hause, welches soeben zwischen den Bäumen hervorlugte, harrten diese, deren Führer er war, sowie die Führer der Afrikanderpartei, um mit ihm die letzten Angelegenheiten zu beraten, denn

in den nächsten Tagen mußte die Abfahrt erfolgen, wenn nicht die Engländer Verdacht schöpfen sollten.

Jetzt war er an dem Hause angekommen.

Schnell hatte er die Stufen nach dem Portal erklimmt und setzte dann die elektrische Glocke in Bewegung, worauf ihm ein alter härtiger Diener öffnete.

„Die Herren sind schon alle versammelt“, redete er den Ankommenden an.

„Ist mir lieb, aber halten Sie die Thür in gutem Verschuß, man ist uns auf die Spur gekommen und einer der verd. . . Policemann folgte mir bis hierher, ich führte ihn aber irre und jetzt sucht mich der Schafskopf auf einer andern Seite.“

„Wird besorgt, gnädiger Herr! Soll mir keiner ins Haus kommen. Aber nun machen Sie schnell, Sie werden erwartet.“

Ruy hatte den Alten gar nicht ausreden lassen, sondern wendete sich schon so, nachdem er seinen Hut weggehängt hatte, einem Gange nach rechts zu, der ihn mit wenig Schritten in einen geräumigen Wintergarten führte, in dem er von einer zahlreich versammelten Gesellschaft lebhaft begrüßt wurde.

„Brav, daß Ihr kommt“, redete ihn der Besitzer des Hauses und zugleich das Haupt der Versammlung an. „Wir haben lange auf Euch gelauert.“

Berden erzählte darauf was ihm geschehen war und rief dadurch ein allgemeines Erstaunen hervor. Möchte auch der Policemann nicht genau gewußt haben, daß

er den Richtigen vor sich hatte, so war die englische Regierung doch auf alle Fälle von dem Bestehen eines Afrikanderbundes unterrichtet und es würde nicht lange dauern, so war der ganze Plan des tapferen Häufleins verraten und unmöglich gemacht, weswegen es nötig war, daß die Beteiligten, welche bestimmt waren mit Ruy das nördliche Vaterland aufzusuchen, sich baldigst auf die Reise begaben. Ruy war es zufrieden, da er es auch lieber sah, wenn seine Truppe sich so schnell als möglich von Kapstadt entfernte, denn es hing viel von dem Gelingen des Planes ab, unbedingt mußte man dem Präsidenten von den Gefinnungen und Bestrebungen der Afrikander unterrichten.

Schon mehrere Tage lag draußen im Hafen das kleine Segelschiff bereit, das die zwanzig jungen Leute mit ihrem Führer nach der Ostküste bringen sollte, von wo man dann versuchen konnte, nach Transvaal vorzudringen, da die Umzingelung der Grenze durch englische Truppen ein direktes Vorgehen unmöglich machte. Vielleicht war es möglich, eine der nördlichen Buchten zu erreichen, da von diesen aus der Landweg am kürzesten war. Im Schiffe verstaubt lagen Waffen, Munition und noch manches, was für den kommenden Krieg von Nutzen sein konnte, als Ladung führte der Segler, ein solcher war es, Mais.

Nach kurzer stürmischer Beratung entschloß man sich, dem Willen Ruy's zu folgen und setzte die Abreise für den nächsten Abend fest.

Nachdem dies erledigt war, wurden dem Gesandten die Papiere an den Präsidenten übergeben: Ein Schutz- und Trutzbrief, unterzeichnet von den Führern der Bewegung und ein Plan der englischen Mobilisierung, den man sich verschafft hatte. Besonders dieser letztere war wichtig und es lag viel daran, daß er an die richtige Adresse gelangte.

Mit einem Handschlag versprach der junge Mann seinen Auftraggebern, nicht von den Briefen zu lassen, es sei denn mit dem Tode.

Noch einige schnell geflüsterte Worte, ein allgemeines Lebewohl und die Versammlung löste sich auf, die Jüngeren, um sich zur Abreise zu bereiten, die Älteren, um weiter zu wirken für die gerechte Sache.

Ruy schritt wieder dem Garten zu, wurde jedoch von einem der Afrikaner eingeholt, der ihn nochmals für einige Zeit um Gehör bat.

„Seid ein braver Junge, Ruy, und habt Schweres übernommen, möchte Euch aber dennoch eine Bitte vortragen.“

Der Angeredete nickte.

„Heute Abend kommt die Tochter des alten Rietner auf Rietners Farm von Europa zurück, wo sie bei Verwandten zu Besuch gewesen. Der Alte, der mein Freund ist, bittet mich nun, das Wurm in meinen Schutz zu nehmen und nach Pretoria, wo er es holen will, zu transportieren. Glaube aber kaum, daß man solch ein junges Mädchen jetzt den Fährnissen aussetzen soll und

deswegen bitte ich Euch, nehmt sie in Euern Schutz und bringt sie ihrem Vater, ich will es Euch danken.“

„Wenn es weiter nichts ist, recht gern, d. h. wenn sich die junge Dame meinem Schutze anvertrauen will.“

„Natürlich, wird sie das. Hier ist der Brief des Alten, den zeigt ihr als Legitimation und das Uebrige überlaß ich Euch; ich selber möchte mich nicht sehen lassen in dem ekelhaften Neste da unten.“

„Werde es besorgen, habt keine Angst, sie soll sicher und unverfehrt ihrem Vater ausgeliefert werden.“

„Dank Euch, dot weerziens.“

„Dot weerziens!“ (Auf Wiedersehen.)

Kuy setzte seinen Weg fort.

Es war eigentlich leichtsinnig, was er da unternahm, wie konnte er das Wurm, wie es der Alte vorhin spaßhaft genannt hatte, den Gefahren eines Feldzuges aussetzen? Und wiederum, wollte die junge Dame zu ihren Eltern, so gab es keinen andern Weg, denn man würde sie an der Grenze nicht mehr durchlassen. Also nur immer mutig vorwärts, es würde schon gelingen, und mit schnelleren Schritten eilte er dem Hintergrunde des Gartens zu; von wo er wieder denselben Weg, wie vorhin zurücknahm.

Endlich war er wieder in dem Café angekommen und ließ sich nun ein Glas Eislimonade geben. Er war jetzt wieder der alte Dandy, der nachlässig nach dem noch immer vorbei patrouillierenden Schutzmann blickte.

Wie sichernd fuhr seine Hand dabei nach den Papieren in der Brusttasche und wieder dachte er an den Brief, der ihn bei dem Wurm legitimieren sollte. Merkwürdig, ihm ging jetzt mehr dieser Brief, als all' die andern wichtigen Papiere durch den Kopf.

Nachdem er sein Glas geleert und bezahlt hatte, verließ er dann das Café und ging, wieder gefolgt von dem Polizisten, in langsamen Schritten seinem am Hafen gelegenen Hotel zu.

Gegen Abend begab er sich zum Hafen hinab, um hier die „Wilhelmina“, mit der Fräulein Rietner einzutreffen sollte, zu erwarten. Eben lief das Schiff ein.

Ein Hafen wie der Kapstädter bietet jederzeit ein bewegtes Bild dar, denn hier verkehren die Schiffe aller Nationen aus und ein, dennoch drängt sich aber die Menge noch mehr zusammen, wenn einer der großen Passagierdampfer sich der Mole nähert. Freunde und Bekannte der Passagiere eilen dann herbei, Packträger, Hotelbedienstete, Fremdenführer, kurz alles, was von den Ankommenden sich irgend welchen Nutzen verspricht, tritt an die Landungsbrücke, über welche die Passagiere auf den Boden des schwarzen Erdteils gelangen.

Hier und da winkt schon jemand nach dem Dampfer hinüber, von wo sein Gruß erwiedert wird, sind die Ankommenden doch alle froh, die lange, gefährliche Reise beendigt zu haben.

Auch Ruy näherte sich der Brücke und schritt, sobald der Dampfer angelegt hatte, an Bord.

„Mejuffrouwe (Fräulein) Kietner?“ wandte er sich fragend an einen der Matrosen. Dieser zeigte mit seiner Hand nach einer jungen Dame, die auf einem der an Deck stehenden Stühle saß und interessiert auf die Menge blickte. Hinter ihr stand neben den Koffern des Fräuleins ein Schwarzer, jedenfalls ihr Diener.

Das also war das Wurm des alten Kietner. Nun, Kuy gestand sich, daß das schon mehr eine junge Dame, und zwar eine sehr schöne junge Dame sei.

Galant trat er auf sie zu und verneigte sich, worauf sie den Gruß freundlich erwiderte.

„Gestatten Sie Mejuffrouwe, daß ich mich Ihnen vorstelle. Kuy Berden. Hier dieser Brief an einen Freund Ihres Vaters wird Sie über meine Dreistigkeit aufklären.“ Und nun erzählte er ihr, daß es unmöglich wäre, den Bahnweg zu benutzen und daß er es in Folge dessen übernommen habe, sie nach ihrer Heimat zu geleiten.

„Ich danke Ihnen!“ entgegnete sie und reichte ihm nun auch die Hand. Ich hoffe, daß ich Ihnen nicht allzusehr zur Last fallen werde!“

Er versicherte das Gegenteil und reichte ihr den Arm, um sie an Land zu geleiten, ihnen folgte der Neger mit dem Gepäck.

„Was haben Sie denn da für ein Unikum mitgebracht?“ fragte er dann weiter.

„Mein Diener“, entgegnete sie. Doch ich habe mich Ihnen ja noch gar nicht ganz vorgestellt. Bertha Kietner.“

Der Angeredete lüftete den Hut.

„Außerordentlich über Ihre Güte erfreut, war aber unnötig, doch, um nochmals auf Ihren Diener zurückzukommen, der Mann gefällt mir nicht.“

„Er ist aber stets dienstfertig und tüchtig gewesen,“ warf sie ein.

„Und dennoch, sein Auge hat etwas Unstütes und Heimtückisches, ich traue ihm nicht. Aber das kann uns einerlei sein. Wünschen Sie mit in meinem Hotel zu übernachten?“ fuhr er wieder im Gesellschaftston fort, „wir müssen schon morgen reisen, aber ich möchte Sie noch bitten, den Tag und Stunde unserer Abreise zu verheimlichen, da ich in wichtiger Mission unterwegs bin.“

„Natürlich!“

Auch der Schwarze hatte die Worte verstanden und horchte gespannt auf.

Die Beiden hatten während dieses kurzen Gespräches die Landungsbrücke überschritten und waren am Hotel angelangt, wo Ruy Fräulein Rietner ein Zimmer anweisen ließ.

„Also morgen, ich werde mir erlauben, Sie morgen früh aufzusuchen und Ihnen das Nähere mitzuteilen. Bis dahin auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen!“

Mit einer kurzen Verbeugung verabschiedete er sich und schritt dem Ausgang zu, wo er mit einem seiner Freunde zusammentraf.

„Ist alles bereit?“ fragte er.

„Wir können morgen Abend den Hafen verlassen.“

„Gut, ich komme an Bord, bringe noch einen Begleiter mit, eine junge Dame, die Tochter des alten Rietner, die mit uns die Reise machen soll . . . Doch, was war das?“

„Nur ein Neger, es war der, mit dem Du vorhin kamst, habe Dich schon eine Weile beobachtet.“

„So, na dann weißt Du ja schon Bescheid.“

„Also auf morgen!“

Der Andere ging wieder fort und Ruy trat in das Lesezimmer des Hotels, wo er sich hinter einer Zeitung niederließ, um ungestört denken zu können.

Hatte der Schwarze seine Worte gehört? Jedenfalls, aber sie waren unverfänglich gewesen und — — — aber wenn er das andere, was er Fräulein Rietner mitgeteilt hatte, gehört, so wußte er eigentlich viel. Er traute dem schwarzen Diener nicht und es warnte ihn eine Ahnung vor diesem.

Am andern Abend verließ ein englisches Segelschiff den Hafen von Kapstadt. An seinem Bord befanden sich einundzwanzig junge Leute und eine Dame. Ihr Diener aber fehlte, denn er war, als die Stunde der Abreise kam, nirgends zu finden gewesen und Ruy hatte ihn kurz vorher in verdächtiger Begleitung gesehen.

Die englische Hafenspolizei ließ den Segler passieren, denn er war durchaus nicht verdächtig, fuhr er doch

unter englischer Flagge und hatte Mais geladen. „Lady Anna“ war sein Name.

Auf dem „Präsident Krüger“.

Mag es sein wie es will, Fräulein Bertha, Ihr Neger hat uns verraten und der Dampfer, der uns gestern Abend folgte, ist für uns bestimmt. Ich sah den Schwarzen noch kurz ehe wir abfuhrn mit einem Geheimagenten der Polizei sprechen. Derselbe hat ihn jedenfalls über mich ausgeforscht und wie ich diese Neger kenne, verkaufen sie für Geld ihre Seligkeit und es sollte mich nicht wundern, wenn wir ihm begegneten.“

Es war Ruy, der diese Worte gesprochen hatte. Er saß mit Frieda Rietner am Deck der „Lady Anna“ und besprach ein Ereignis des gestrigen Abends. Das Schiff war schon 7 Tage unterwegs und hatte seinen Weg unbehindert fortgesetzt, bis gestern Abend ein englischer Kriegsdampfer in Sicht gekommen war, der auf das Schiff Jagd gemacht hatte, was um so befremdlicher war, als es doch die englische Flagge führte. Ruy war sich darüber klar, daß man um die wahre Beschaffenheit seiner Sendung wußte und dann mußte freilich der englischen Regierung viel daran liegen, wenn sie ihn und seine Genossen in ihre Gewalt brachte. Gestern war es ihm nun noch einmal gelungen, in

Folge der Nacht zu entwischen, aber man wußte nun seine Fahrtrichtung und es war eins gegen zehn zu wetten, daß man den Dampfer wiedersehen würde.

Auf Deck lagerten die unbeschäftigten Buren, jetzt alle in anderem Kostüm. An Stelle der leichten englischen Anzüge waren feste Röcke und Hosen getreten, während das Haupt von einem riesigen Schlapphut bedeckt wurde. Sie hatten sich sehr verändert, aus den bummelnden Dandy's waren Krieger geworden.

Auch Ruy hatte sein Kostüm vertauscht. Er war von oben bis unten in gelbes Leder gekleidet, während sich seine Begleiterin insofern geändert hatte, daß sie anstatt des chilen modernem Reisekostümes ein festes Jagdkleid angezogen hatte.

Zwischen den jungen Leuten und der jungen Dame hatte sich in dem kurzen Zusammensein ein freundschaftliches Verhältnis herausgebildet. Sie sorgte für Alle und vor allen Dingen war ihre Fertigkeit in der Kochkunst nicht zu verachten, weshalb sie auch allgemein verehrt wurde, denn auch die urwüchßigen Buren sind Verehrer von Frauenschönheit und nun besonders die, welche so lange in dem schönen Kapstadt geweilt hatten.

Ganz hinten am fernstem Horizonte stieg eine kleine schwarze Rauchwolke auf, für den Laien unerkennbar, aber für das geübte Auge des Seemanns das sicherste Zeichen, daß dort ein Dampfer in den Gesichtskreis des Seglers trat und für die Insassen desselben der

Beweis, daß der Gegner nicht von der Verfolgung abgelassen hatte.

Wenige Augenblicke erschallte auch die Stimme des Wächters vom Mastkorb hernieder auf Deck: „Schiff ahoi, der Dampfer ist wieder in Sicht.“

Auch er hatte den gefährlichen Gegner bemerkt.

Wie ein elektrischer Schlag wirkte der Ruf auf die Besatzung des Schiffes ein und an Stelle der erst herrschenden Ruhe trat ein lebhaftes Durcheinander. Hier und da rieb sich ein Schläfer die Augen, dort hörte man einen halbunterdrückten Fluch auf den Engländer, der es für nötig fand, die freien Söhne der südafrikanischen Republik im besten Mittagsschlaf zu stören, kurz, es trat dieses Gewühl ein, das jede Mar- mierung zu begleiten pflegt, bis dann jeder auf seinem Posten steht und wieder allgemeine Ruhe Platz greift.

Ebenso auch hier, nach wenigen Minuten war das Schiff manöverbereit.

Ruy selber war an das Steuer geeilt und hielt nun, nachdem er den Steuerposten beiseite geschoben hatte, selber die Speichen des Rades in seiner Hand.

„Alle Mann an Bord, runter mit den Lappen, so- viel als der Rahn nur irgend tragen will!“ hallte seine gewaltige Stimme über das Deck hin und schnell bemühten sich die andern, seinem Befehle nachzukommen, so- daß das Schiff bald einer Wolke von weißen Leinen glich.

Wohin? Lieber hätte es Ruy mit dem Dampfer aufgenommen, als daß er hier feig vor ihm die

Flucht ergriff, aber sein Verstand gebot ihm Vorsicht. An ein Entfliehen nach dem Norden war nicht zu denken, denn der Dampfer würde ihm den Weg dorthin abschneiden, auch mußte er dann in die englische Dampferlinie bei Durban geraten. Nach Osten lag der Verfolger, also nach Westen, nach der Küste; vielleicht konnte er da eine verborgene Bucht erreichen oder er mußte mit seinen Begleitern schlimmsten Falles das Schiff verlassen.

Nach kurzen Ueberlegen änderte er den Kurs und schnell wie ein Vogel eilte der Segler unter dem drückenden Winde fast zur Seite geneigt dem Lande zu.

Der Dampfer drüben hatte seinen gestrigen Bekannten wieder entdeckt und nahm sofort die Verfolgung auf.

Die tolle Jagd begann.

Entschieden hatte der Dampfer die größten Chancen zum Siege, denn seine Schnelligkeit mußte ihn früh das kleine Segelschiff überholen lassen. Trotzdem steigerte er aber seine Geschwindigkeit noch, denn dicke Rauchwolken entquollen seinen zwei Schloten und in kurzer Zeit tauchte der schwarze Rumpf des Kolosses aus den Fluten hervor.

Aber auch der Segler hatte seine schnellste Fahrt erreicht. Knarrend bogen sich seine Masten unter dem Druck des Windes und oft warf Ruy einen besorgten Blick hinauf in die Takelage.

Würde das Schiff diesen Druck aushalten, und wenn, was dann?

Es waren schwere Fragen, die sich der Führer des Schiffes vorlegte, ruhte doch auf seinen Schultern die ganze Verantwortung für das Gelingen des tollkühnen Planes.

Neben ihm stand mit dem Fernglas bewaffnet Bertha und beobachtete scharf jede Bewegung des Gegners, der jetzt wieder aus irgend einem Grunde etwas zurückgeblieben war. Sie zitterte leicht.

„Fürchten Sie sich, Fräulein?“ fragte Ruy.

„O nein, eine Burenmaid kennt keine Furcht!“ entgegnete sie stolz.

Jener nickte. Er kannte den Mut der Burenfrauen, die mit ihren Männern in den Krieg gezogen, um ihm die Büchse zu laden, ja um selber einen vorwitzigen Feind mit einem Schusse niederzustrecken. Unter den Matronen des Landes befand sich noch manche, die mit dem Gewehr in der Hand die Neger von ihrer Farm abgehalten und sich und ihre Kinder rettete, während der Mann in der Ferne weilte. Auch die Töchter der Buren lernen frühe mit Gewehren umzugehen.

So standen die Beiden mehrere Stunden am Steuer, das Auge bald auf den Kompaß, bald auf den Gegner gerichtet, er wederte sie sprach ein Wort, beider Gedanken waren mit der nahenden Gefahr beschäftigt, die immer und immer drohender wurde und als der Abend nahte, begann der Dampfer aufzurücken und es war unmöglich, ihm noch weiter zu entgehen.

Von Westen aber winkte auch der rettende Port, die afrikanische Küste.

Noch einmal versuchte Kuy mit einer energischen Wendung nach Norden durchzudringen, aber der Verfolger ahnte sie nach, es gab nur noch eine Rettung, nach Westen.

Kurz entschlossen überließ daher Kuy, nachdem er die Richtung angegeben hatte, wieder dem früheren Inhaber das Steuer und begab sich, begleitet von Bertha, nach vorne, wo sich die anderen Buren versammelt hatten, gewärtig, seine Befehle auszuführen und wohl auch um etwas nach dem verfolgenden Feind zu sehen, der mit der Zeit in eine gefahrdrohende Nähe kam.

Noch mochte es freilich immer eine Stunde dauern, bis man ihn Seite an Seite hatte und — — bis dahin — —? Das Ufer war nicht mehr ferne.

Mit einem lauten Ruf versammelte sie der junge Mann um sich.

„Genossen! Es ist unmöglich, unserem Verfolger zu entgehen und daher auch unmöglich, unseren Auftrag so auszuführen, wie es ursprünglich beschlossen war, da uns nichts anderes übrig bleibt als die Küste zu gewinnen. Vielleicht ist es möglich, uns dort zu verbergen, jedenfalls werden wir aber unsern Weg zu Fuß fortsetzen müssen. Also macht Euch bereit, mit mir das Schiff, das uns bis hierher treu getragen, zu verlassen, versorgt Euch mit dem Nötigsten, mit Waffen und mit reichlicher Munition.“

Nach diesen Worten wandte er sich ab, um in die Kajüte zu gehen. Auch die anderen zerstreuten sich, um sich für den Abschied vorzubereiten.

Kuy kniete dort angekommen nieder, schlug den Teppich zurück und hob mit seinem Messer eine der Dielen empor, sodaß unter derselben ein hohler Raum sichtbar wurde, in welchem in Gummi eingeschlagen die wichtigen Papiere lagen. Schnell nahm er sie heraus und schloß die Deffnung wieder. Nachdem er dies gethan, zog er seinen Rock aus, trennte von diesem mit einigen schnellen Schnitten das Futter los und vernähte in demselben sorgfältig die Depeschen. Dann zog er den Rock wieder an.

„So! Diese wären gesichert und Niemand soll sie mir rauben, solange ich noch einen Atemzug in meiner Brust verspüre.“

In der Ecke der Kajüte lehnte der fünfschüssige Stutzen und neben ihm am Boden stand die für denselben bestimmte Munition. Kuy war der einzige, der mit diesem dem englischen sehr ähnlichen Gewehre ausgerüstet war und nachdenklich dachte er, während er Patrone um Patrone in den Gürtel schob, ob er dies Gewehr wohl noch gegen diese selber gebrauchen müsse. Es war eine vorzügliche Waffe, das Geschenk eines Freundes.

Nun schnallte er den Gürtel über und schritt, nachdem er sein Gewehr und noch einen Poncho an sich genommen hatte, wieder an Deck.

Mit ihm zu gleicher Zeit betrat dasselbe Bertha Nietner, auch an ihrer Schulter hing ein Gewehr und der Kugelgurt ließ vermuten, daß sie es nicht zur Zierde trug.

Ein kurzer Blick überzeugte ihn, daß die Entscheidung gekommen war. Fast schon in Schußweite dampfte der Engländer heran, während im Westen eben die Sonne hinter den Hügeln des östlichen Ufers unterging. Die Rettung war nicht mehr fern.

„Es wird ernst, mein Fräulein!“

Sie lächelte: „Um meinertwegen!“

„Nein, nicht um Ihetwillen, aber ich bereue, Sie mit in diese Gefahren geführt zu haben. Es war besser, Sie saßen jetzt in Kapstadt, als daß Sie hier bald als heimatloser Flüchtling an der afrikanischen Küste ausgesetzt werden, allen Gefahren preisgegeben.“

Wieder lächelte sie und streckte ihm ihre Rechte entgegen: „Wollen Sie mich beschützen?“

„Ja, das will ich, unverletzt sollen Sie Ihre Heimat wiedersehen.“

„Ich danke Ihnen!“

„Fräulein Bertha!“ begann er wieder, „in dieser Stunde der Gefahr will ich es Ihnen sagen. Nur wenig Tage habe ich Ihre Gegenwart genossen und dennoch lernte ich Sie achten und lieben. Schrecken Sie nicht zurück, lassen Sie mich ausreden. Nicht jetzt will ich Sie fragen, ob diese meine Liebe erwidert wird, aber erlauben Sie mir, meine Frage zu wiederholen, wenn ich meine Pflicht gethan und Sie nach Ihrer Heimat gebracht habe, und wenn Sie dies nicht können, so verzeihen Sie mir!“

„Ich warte auf Sie!“ entgegnete sie leise, kaum hör-

bar, auf seine leidenschaftlich hervorgestoßenen Worte. Einen heißen Händedruck wechselten noch die Beiden, dann trennten sie sich.

„Achtung, Jungens! Nun hilft kein Versteckenspielen mehr, jetzt wollen wir Farbe bekennen. Herunter mit dem englischen Lappen und hinauf die Fahne unserer Heimat, der „Präsident Krüger“ nimmt den Kampf auf!“

In wenig Minuten war die Verwandlung vollzogen, die englischen Farben sanken herab und stolz wehte Transvaals Flagge über dem Schiffe, während am Spiegel des Schiffes jetzt der wahre Name des Schiffes sichtbar wurde: „Präsident Krüger.“

Ein donnerndes Hoch der Besatzung begleitete diesen Vorgang.

Jetzt, wo die Entscheidung nahte, herrschte eine tiefe Stille an Bord. Mit Spannung verfolgte jedes Auge die Bewegungen des Gegners, während manches Herz in banger Furcht vor dem kommenden Unbekannten klopfen mochte. Alle, die da standen, das Gewehr im Arm, fertig zum sofortigen Verlassen des Schiffes, auch die Boote waren bereits klar gemacht, waren bereit, ihr Leben bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen und dennoch ist es eine eigenartige Sache, dem Geschöß eines Feindes entgegen zu sehen, dem man selber keinen Schaden zufügen kann.

„Würde es gelingen?“ Ray hoffte es bestimmt und seine Hoffnung wurde noch bestärkt, wenn er auf die

kräftigen Gestalten seiner Genossen blickte. In solcher Begleitung mußte es möglich sein, allen Gefahren die Stirne zu bieten.

Auf dem Engländer hatte man die plötzliche Verwandlung des Englischen in ein Freistaatschiff mit Erstaunen wahrgenommen und machte sich sofort bereit, der guten Brise Halt zu gebieten.

Plötzlich zuckte es an dem dunklen Körper des Dampfers hell auf, ein roter Feuerstreif schoß aus ihm heraus, ein kurzes Zischen, dem ein dumpfer Knall folgte.

Das Projektil fiel unschädlich ins Wasser und wurde von den Buren mit lautem Gelächter begrüßt.

Wie durch den Schuß noch mehr angespornt eilte der Segler weiter, ihm zur Rechten der Dampfer und schon tauchte die Küste in nächster Nähe auf, als der Engländer noch einen Versuch machte, sich des Flüchtlings zu bemächtigen. Nochmals blitzte es drüben auf, und diesmal hatten sie besser gezielt, denn krachend fuhr das Geschloß oben in die Takelage, die Untenstehenden mit einer Menge von Holzstücken und zerrissenen Tauen überschüttend.

„Goeden avend“ (Guten Abend), grüßte einer der Buren hinüber, die unwillkürliche Verbeugung, die man vor einem über die Häupter fliegenden Projektil macht, in Worte fleidend und rief hierdurch eine allgemeine Heiterkeit hervor.

Jedoch das Ende der Jagd nahte heran, denn während der „Präsident Krüger“ in unverminderter Geschwindigkeit

keit durch das flache Küstenmeer hinglitt, hatte sich der Engländer im Kampfes-eifer schon zu weit gewagt und mit kurzem Stoße fuhr er sich fest, was von den Buren mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde.

Jetzt krachte nun von drüben Schuß auf Schuß herüber, jedoch die schlingernden Bewegungen des Dampfers machten ein sicheres Zielen unmöglich und so gelangte der Segler unbehindert durch den Kugelregen.

Sorgenvoll betrachtete Nuy die Küste, nirgends ein Unterschlupf, er mußte den „Präsident“ stranden lassen, und wie eine Antwort auf seine bange Frage ertönte ein kurzes Knirschen und Krachen, welches von einem derartigen Stoß begleitet wurde, daß Nuy fast, hätte er sich nicht an der Bordwandung gehalten, auf Deck gestürzt wäre.

Nicht besser war es seinen Genossen ergangen, an allen Seiten richteten sich die, welche keine Zeit gehabt hatten, nach einem festen Gegenstand zu greifen, auf.

„Goeden morgen, miyne heeren“ (Guten morgen, meine Herren) rief Nuy Verden.

„Habt gut reden, seine Art, solide Leute landen zu lassen!“ wurde ihm entgegnet.

„Die Boote herunter und fort!“

Schnell wurden nun auf der von dem Engländer abgewandten Seite die Boote hinab ins Wasser gelassen und bemannt. In das größte, welches Nuy mit aufnehmen sollte, stieg auch Bertha. Sie hatte während der Verfolgung überall mit tüchtig zugegriffen und war

so noch mehr in der Achtung der jungen Leute gestiegen. Alle blickten mit Verwunderung auf das Weib, welches stolz im Boote aufgerichtet stand und auf den Führer wartete.

Dieser selbst war noch einmal hinab in die Kajüte geeilt und als er endlich heraufkam, hielt er die Lippen fest zusammen gepreßt und sah ernst und finster um sich, nur auf Bertha warf er einen freundlichen Blick. Mit kurzem Sprunge schwang er sich über Bord und ließ sich an einem Tau in das Boot hinab.

„Fort!“ befahl er mürrisch und die Schiffbrüchigen verließen ihr vorheriges Heim.

Auch die Engländer setzten Boote aus, um den gestrandeten Segler zu entern, doch ehe sie diesen erreichten, hatten die Flüchtlinge bereits das Ufer erreicht und sahen nun staunend das Schauspiel, welches sich vor ihren Augen entwickelte.

Aus dem Rumpf des „Präsident Krüger“ stiegen dicke Rauchwolken empor, in seinem Innern lohete der Brand und die Engländer, die das sahen, versuchten sich mit ihren Booten zurückzuziehen.

Kuy stand mit Bertha Arm in Arm am Ufer.

„Ich mußte es, die Vorräte sollen jenen nicht in die Hände fallen. Aber sehen Sie!“

Hell lohete es jetzt aus dem Raum empor und geschäftig fraßen die Flammen an den Segeln in die Höhe, sodaß das Schiff einer brennenden Fackel glich. Dann plötzlich — — ein furchtbarer Knall, hoch schlug

eine Feuerlohe empor und über den „Präsident Krüger“ schlugen die Wellen zusammen.

Die verfolgenden Boote des Engländers hatten sich fast alle schon zurückziehen können, nur eines kenterte, aber seine Insassen wurden durch die anderen Boote aufgenommen.

Später, als man sich anschickte, den Platz zu verlassen, wurde ein Leichnam an das Land gespült und Ruy begab sich nach dem Platz. Schweigend zeigte er der Freundin den Toten, es war ihr schwarzer Diener, der Verräter.

„Er hat seinen Lohn, aber die Saat seiner Schuld ist aufgegangen und wir werden sie ernten.“ Die Buren gruben dem Neger ein Grab, jedoch kein Mensch betrauerte ihn, keine Thräne wurde um ihn geweint.



Durch Urwald und Steppe.

Man darf sich die Gegend Afrika's, an welcher Ruy mit seinen Genossen landete, nicht als einen weit ausgedehnten Urwald denken, sondern es sind eigentlich große Steppen, in denen ab und zu sich Waldflecken gebildet haben, die an einzelnen Stellen bis an das Meer reichen und teilweise auch mächtige Flächen bedecken, sodaß es tagelanger Märsche bedarf, um dieselben zu durchdringen.

Urwald, ein Wald von eigenartiger Schönheit, ein Wald, wie ihn unsere moderne Kultur in der Heimat nicht mehr kennt. Ein Wald auf den Gebeinen eines verwesten Waldes, bis auch dieser in Verwesung übergeht, um einer neuen Generation Raum zu schaffen. Zwischen diesen uralten Baumriesen Schlinggewächse und zügellos in die Höhe schießendes Gebüsch, dessen Wurzeln den Tieren des Waldes Schlupfwinkel bieten. Weht der Wind und die Wipfel der Baumriesen rauschen, so geht ein geheimnisvolles Raunen durch die Luft und die Neger erzählen sich in ihren Hütten die Geschichte vom bösen Geist, der durch den Wald geht und jeden, den er trifft, zur Gefolgschaft zwingt.

Kein Weg, kein Pfad führt durch dieses Chaos von Bäumen und Büschen und der Reisende muß sich selber mühsam seine Bahn durch dieselben suchen, mit der Art in der Hand die Hindernisse zu Boden schlagend.

Dann wieder Steppe, diese weite Ebene von Gras, das im Winde wie die Wogen eines Meeres auf und nieder wallt, während die Sonnenhitze ein dumpfes Zittern über seinen Spitzen hervorruft. In seinem Schutze wohnt gar manches Tier, das am Abend den verborgenen Winkel verläßt, um sich hinauszuschleichen und seine Beute zu sichern. Hier haust der Herr der Berge und der Ebene, der Löwe, der die Kraale der Neger und Afrikaner plündert. Ist es Sommer, so vertrocknet die Steppe und an ihre Stelle tritt die unfruchtbare Wüste, die erst im Winter, während der

Regenzeit, ihre grüne Färbung wieder gewinnt. Doch nicht nur wilde Tiere haben die Steppe inne, sondern auch die Herden der Neger und Hottentotten laufen auf ihnen und suchen, begleitet von ihren Führern, ihre Nahrung.

Bewohnt wird diese Gegend nur wenig. Im Süden haben sich die Griqua-Neger festgesetzt, zwischen denen sich einige der vagierenden Kaffernstämme ansiedelten, die sich theils mit ihnen vermischten, theils aber auch reinen Blutes blieben und sich von den anderen Stämmen nach Möglichkeit fernhielten. So sind viele den alten Sitten ihrer Heimat treu geblieben und gerade diese sind es, die das kriegerische Element jener Gegenden bilden.

Immer beunruhigen sie ihre Nachbarn und sind stets ein Dorn im Auge der daselbst wohnenden Afrikaner gewesen, die sich vor ihrer Raubgier kaum erwehren konnten und oft blutige Kämpfe mit ihnen auszufechten hatten. Die Niedermeglung von sechshundert Buren durch einen dieser Stämme ist noch nicht vergessen worden.

Die dritte Klasse der Bewohner dieser Gegend sind die oben erwähnten Afrikaner. Diese, obwohl gegenwärtig unter englischer Herrschaft, sind alle holländischer Abstammung, wie sich überhaupt jeder Ansiedler holländischer Abkunft mit Afrikaner bezeichnet. Sie wohnen in einzelnen Farmen über die Gegend verstreut und sind den Engländern wegen ihrer Geradheit

und vor allen Dingen wegen ihrer Unbotmäßigkeit, die sich besonders in Steuersachen zeigt, sehr unangenehm. Sie fühlen sich auch mehr als Buren und gehören wohl sämmtlich dem antienglischen Afrikanderbunde an.

Es ist infolgedessen nicht zu verwundern, wenn es die englische Regierung versucht, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben, das heißt gegen die von ihr ungern gesehenen Buren die ihr ebenso widerwärtigen Kaffern zu hegen, in der richtigen Voraussetzung, daß sich die beiden Elemente bald untereinander aufreiben würden.

Vorläufig hatte sie dieses gefährliche Experiment jedoch nur gegen die Buren des Orangefreistaates und der südafrikanischen Republik versucht, indem sie die Kaffern mit Geld und Waffen versehen und diese durch englische Agenten in die gehörige Kampfstimmung versetzen ließ.

Auch jetzt hatte sie sofort einige Kaffernstämme gegen die ihr durch den Dampfer gemeldete Truppe Ruy's mobil gemacht und mit dem Auftrage betraut, diese Truppe wenn möglich aufzureiben, oder noch besser abzufangen und den Führer an die englische Militärbehörde auszuliefern.

Die schiffbrüchigen Buren mußten unbedingt diese Gegend durchziehen und es war anzunehmen, daß einer der benachrichtigten Stämme sie treffen mußte. War es doch leicht ersichtlich, daß der Militärverwaltung viel an der Gefangennahme der Truppe liegen mußte, denn wie dieser und nicht mit Unrecht be-

kannt geworden war, besaß jene eine Anzahl wichtiger Dokumente, die sowohl den Engländern als auch den Buren von großem Nutzen waren.

Kuy, der schon seit einem Jahrzehnt in Südafrika war und erst im Dienste von Privatgesellschaften, dann auch im Dienste der südafrikanischen Republik jene Gegenden bereist hatte, war sich der vorhandenen Schwierigkeiten vollkommen bewußt, und er glaubte nicht, daß es gelingen werde, mit einer so großen Truppe vollkommen unbemerkt durch das bereits insurgierte Gebiet zu dringen. Aus diesem Grunde wandte er stets die größte Vorsicht an und rückte nur langsam unter der peinlichsten Wachsamkeit vorwärts.

Anfänglich war die Truppe, nachdem sie an jenem Unglücksabend den „Präsident Krüger“ verlassen mußte, an dem Saume des Urwaldes nach Norden gewandert, um dann, diesen durchdringend, auf der westlichen Seite des Waldstreifens wieder die Steppe zu gewinnen.

Es war ein schwerer Weg gewesen, denn nur mühsam, schrittweise war der Vormarsch möglich gewesen und oft mußten die Messer und Beile helfen, das Gezweir zu den Füßen der Wanderer zu zerreißen, was Wunder also, daß sie mit Freude die durch die Bäume schimmernde Helle begrüßten und jauchzend aus dem dunklen Walde auf die Steppe hinaustraten.

Die Nacht war vollkommen hereingebrochen, als sich die Schar zum Lagern bereitete.

Überall herrschte geschäftige Thätigkeit. Dort wurden

Feuer angemacht, um die von dem Schiffe mitgebrachten Vorräte zuzubereiten, hier suchte ein anderer Material dazu, während wieder ein anderer sich bereits um sein Nachtlager bekümmerte, das er aus Laub und seinem Tornister kunstvoll zubereitete.

Ruy war inzwischen beschäftigt, die Wachen zu verteilen. Er richtete dies so ein, daß immer drei Mann auf Posten standen, während er selber die Wache um Mitternacht übernahm. Bertha war natürlich als Dame von allem Dienst ausgeschlossen und sie legte sich daher auch bald in ihrer Reisighütte, die man ihr gebaut hatte, nieder.

Bald herrschte tiefe Ruhe im Lager, die nur unterbrochen wurde, wenn die Wachen ihren Nachfolger weckten. Um Mitternacht bezog Ruy seinen Posten.

Er hatte von der kleinen Erhöhung, hinter welcher das Lager errichtet war, einen weiten Umblick über die ganze Gegend. Zu seiner Linken erglänzte wie ein weites Meer die im Winde auf und nieder wogende Steppe und rechts zog sich wie eine schwarze Linie der Urwald hin, dem er und seine Genossen soeben entronnen war, während über ihm sich der herrliche tief-schwarze, mit vielen Sternen besäete Himmel der südlichen Halbkugel erhob.

Nachdem er eine Weile dies herrliche Schauspiel genossen hatte, ließ er sich, um weniger von einem etwaigen Beobachter gesehen zu werden, zu Boden gleiten und legte das Gewehr schußbereit neben sich.

Gespannt sah er in die Dunkelheit hinaus, die ihm alle Gegenstände nur in fahlen Umrissen erkennen ließ, ein Zustand, der besonders Jägern nicht unbekannt sein dürfte, die oft Gelegenheit haben, ihn am Abend auf dem Anstand zu beobachten. Da nehmen die einfachsten Gegenstände die eigenartigsten Formen an. In übermenschliche Größe erheben sich die kleinen Gebüsch, hier und dahin tanzend, ja oft erscheint es, als ob sich diese dem Liegenden näherten, und so schien es Ruy jetzt — doch das war keine Sinnestäuschung mehr.

Dort dieser schwarze Punkt hatte sich verändert. Ruy erinnerte sich genau, daß jener erst näher an dem Gebüsch heran gelegen hatte, und jetzt — — er blickte gespannt hinüber — wirklich, er bewegte sich wieder.

Gefahr im Anzug, zog es durch das Hirn des Liegenden und krampfhafter faßt er sein Gewehr. Sollte er schießen? Nein, es war besser, wenn er sich erst über die Größe der Gefahr unterrichtete. Deswegen zog er sich langsam von dem Hügel zurück nach dem Lager, wo er an Bertha's Hütte vorüber gehen mußte. Jene, die jedenfalls nur leicht geschlafen, hatte ihn bemerkt und rief: „Ruy!“

„Fräulein Nietner“, entgegnete er.

„Warum kommen Sie von Ihrem Posten zurück, ist etwas nicht in Ordnung?“

„Ich fürchte; aber verzeihen Sie, ich muß einen neuen Posten nach oben senden und dann selber sehen, ob wirklich eine ernste Gefahr vorhanden ist.“

„Lassen Sie mich gehen. Ich kann doch nicht schlafen und hoffe wachsam zu sein!“

Ruy wollte es erst nicht zugeben, erlaubte es aber, da er sich ihrem inständigen Bitten nicht widersetzen konnte, dennoch und so übernahm nun Bertha seinen Posten, während er selber versuchte, die das Lager umgebenden Geheimnisse zu enthüllen.

Er schritt noch eine Strecke aufgerichtet fort und schlich sich dann, nachdem er erst die Wachen gewarnt hatte, langsam um das Lager herum, wodurch er hoffte, dem fraglichen Punkt in den Rücken zu kommen.

Vorsichtig glitt er, am Boden liegend, weiter, indem er jeden Stein, jeden Busch, der in der Nähe lag, geschickt als Deckung benutzte, bis er endlich glaubte, so weit vorgedrungen zu sein, daß er in der Nähe der Stelle liege, wo er den schwarzen Körper gesehen hatte. So sehr er sich aber auch anstrengte und so genau er auch die gesammte Umgegend absuchte, er konnte nichts entdecken und immer mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß er es hier nicht mit einem toten Gegenstand, sondern mit einem Menschen zu thun gehabt habe, als ihn plötzlich ein lautes Geheul und Schüsse aus seinem Nachdenken riß. Wie ein Blitz fuhr er empor.

Also doch, während er selber sich hindurch schlich, war es den Gegnern gelungen, ihn zu übertölpeln und jetzt wurde das Lager angegriffen und der Führer befand sich draußen, eine Viertelstunde entfernt in behag-

licher Sicherheit. So schnell er konnte, eilte er dem Schauplatz des Gefechtes zu und näher kommend, konnte er auch bald die Lage übersehen. Die Buren waren von einem Haufen Kaffern eingeschlossen und überfallen.

Endlich kam Ruy auf dem Hügel, wo er vor wenigen Minuten noch gelegen hatte, wieder an und hielt einen Augenblick inne, um Atem zu schöpfen. Nun, es sah noch nicht allzuschrecklich aus. Freilich waren die Schwarzen bedeutend in der Uebermacht, doch wehrten sich seine Genossen tapfer. Schnell hintereinander blitzten ihre Schüsse auf und immer mehr Gegner sanken nieder, doch auch immer näher drängten sich diese heran. Und dort tauchte auch der Urheber des ganzen Streites auf, einer jener Schufte, die im Dienste der Engländer reisend, die Aufwiegelung der Kaffernstämme besorgen und der jetzt jedenfalls auch hier seine Hand im Spiele hatte.

Wütend riß Ruy sein Gewehr an die Wange. Ein kurzer Knall und der andere hatte sein Leben ausgehaucht, mit einem lauten Fluch brach er zusammen.

Nun stürzte sich auch der Bur in das Getümmel des Kampfes. In seiner Nähe focht tapfer, umgeben von mehreren Genossen, Bertha, aber kaum konnte sich das kleine Häufchen der anstürmenden Feinde noch erwehren, als Rettung nahte.

Schnell schoß Ruy einige der gefährlichsten Gegner über den Haufen, dann eilte er, sein Gewehr über dem

Häupte kreisen lassend, so daß mehrere Schwarze mit blutendem Kopfe nieder sanken und sich ihm bald eine Bahn bildete, auf die bedrohte Stelle zu, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde, denn man hatte sein Fehlen schwer vermißt und bereits gefürchtet, daß er als erster dem Ueberfall zum Opfer gefallen sei.

Bald stand er an der Seite Bertha's und es gelang dem kleinen Trupp, sich weiter bis zu den anderen Buren durchzuschlagen. Nachdem so eine Vereinigung erlangt war und eine einheitliche Führung wieder das Ganze leitete, gingen die Angegriffenen nun selber zum Angriff vor und es gelang ihnen, sich soviel Raum zu schaffen, daß sie jetzt wieder von ihren Gewehren, die in dem Nahkampf nicht zu verwenden waren, Gebrauch machen konnten. Schuß auf Schuß schlug nun in die Reihe der Angreifer, die immer mehr zurückwichen, ein.

Ein Kampf in Afrika bietet ein ganz anderes Bild, als wie die nordischen Kämpfe, denn während hier Masse gegen Masse kämpft, kommt es im afrikanischen Kriege mehr auf Ueberlegenheit der Bewaffnung an. Deswegen ist es leicht möglich, daß ein Häuflein gut ausgerüsteter Weißer es mit einer großen Ueberzahl nur schlecht bewaffneter Eingeborenen aufnehmen kann. Hier freilich war es anders.

Die überraschten Buren hatten kaum Zeit gehabt, von ihren Gewehren Gebrauch zu machen, denn unvorbereitet waren die Schwarzen über sie hergefallen

und hatten sich schon mitten im Lager befunden, ehe die Ueberfallenen nur richtig munter wurden; außerdem waren die Angreifer auch durch Unterstützung der Engländer, deren Agent sie ja begleitete, wenigstens zum Theil mit Gewehren versehen und vor allen Dingen waren sie, da sie ja zur Auffuchung der Buren ausgezogen waren, auf ein Gefecht vorbereitet. Die Folge davon war, daß sich der ganze Ueberfall gleich im Anfang in eine Reihe von Einzelgefechten auflöste und daß es erst der Energie Ruy's bedurfte, um die zerstreuten Kämpfer wieder zu einigen und nun geschlossen gegen die Schwarzen vorzugehen.

Jetzt stand das Gefecht.

Die Parteien hatten sich getrennt und jede versuchte der andern nach Möglichkeit Schaden zuzufügen. Natürlich befanden sich hierbei die Buren im Vorteil, denn während sie vorzügliche Schützen waren, besaßen die Angreifer meist erst seit kurzer Zeit ihre Gewehre und verstanden nur schlecht mit diesen umzugehen, und nur hierdurch war es zu erklären, daß die Ueberfallenen außer einigen beim Nahkampf durch Messer- oder Speerstiche Verwundeten noch weiter keinen Verlust zu beklagen hatten.

Langsam, Schritt für Schritt, gelang es nun im Dunkel der Nacht die zurückweichenden Angreifer aus einer Position nach der andern zu vertreiben, sobald sich ein Kopf zeigte, knallte ein Schuß hinüber, und jeder dieser Schüsse forderte sein Opfer; nach mehrstün-

digem anstrengendem Gefecht wandte sich das Glück des Krieges auf die Seite der Buren, die Feinde flohen in eiligem Laufe, ihre Toten und Verwundeten zurücklassend.

Kuy und einige andere der jungen Leute machten sich daran, die Fliehenden noch weiter zu beobachten, während die Zurückbleibenden, soweit sie nicht selber verwundet waren, sich der verletzten Feinde annahmen und deren Tote begruben. Auf Seiten der Buren hatte man keine Verluste zu beklagen.

Als der Morgen graute, kehrten auch die Verfolger zurück. Der Angriff war vollkommen abgeschlagen worden und es war kaum zu fürchten, daß er wiederholt werden würde.

Als die Sonne über dem Urwalde emporstieg, befahl Kuy den Aufbruch nach Norden durch die Steppe. Die verwundeten Schwarzen überließen sie, nachdem diese mit dem Nötigsten versehen waren, ihrem Schicksale, jedenfalls kehrten ihre Genossen zurück und würden sie holen.

Von seinen früheren Reisen kannte Kuy noch einige in dieser Gegend ansässige Farmer und er wollte versuchen, einen derselben aufzusuchen, und diesen um Pferde bitten, denn dieser Angriff heute Nacht konnte wohl das Vorspiel zu weiteren Kämpfen sein, auch mußte er sich darauf gefaßt machen, mit seiner Truppe in den englischen Militärkordon zu geraten und dann konnte nur größte Beweglichkeit nützen. Nachdenklich schritt

er an der Spitze des Zuges, sorgsam auf jede Spur achtend, die etwa einen neuen Feind ankündigen könnte.

Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter und erschreckt fuhr er herum.

„Sie sind es?“ fragte er.

„Ja, ich bin es!“ entgegnete Bertha, denn diese war es. „Warum so nachdenklich, mein Freund?“

„Das Ereignis dieser Nacht regt zum Denken an. Wollte Gott, daß wir nicht wieder Aehnlichem ausgesetzt werden, sonst wird es schwer fallen, unser Vaterland zu erreichen.“

„Hoffen Sie, wie ich hoffe. Winkt Ihnen doch ein hoher Preis, Ruhm und Ehre!“

„Und als höchster Sie selber“, wollte er sagen, aber er verbesserte sich: „Danach trachte ich nicht.“

„Dann wird es die Befriedigung sein, eine gute That vollbracht zu haben, indem Sie Ihrer zweiten Heimat, denn dies ist Ihnen wohl mein liebes Vaterland geworden, einen großen Dienst erweisen.“

Unbewußt faßte Ruy nach den eingenähten Papieren, sie waren noch da.

Ja, hier verbarg er viel, gelang es ihm, sein Ziel zu erreichen, so mußte es gelingen, manchen Plan der englischen Armee zu durchkreuzen, denn hier besaß er alles, den Mobilisierungsplan und somit einen Fingerzeig für die ganzen Ereignisse der nächsten Monate. Und neben ihm schritt ein Weib, ein begehrenswertes Weib, sie sollte sein eigen werden.

Nachdenklich ging er weiter; bis jetzt war alles glücklich, würde die unbeständige Göttin ihm weiter treu bleiben?

„Sie haben sich diese Nacht brav geschlagen, Bertha,“ begann er dann wieder, „ein echtes Burenweib!“

„Ihre Anerkennung erfreut mich.“

„Wirklich?“ er hatte es eindringlich gefragt und blickte sie nun mit seinen leuchtenden Augen groß an.

„Ja!“ sagte sie einfach, dann schritten die Beiden wieder ruhig neben einander her.

* * *

Wieder waren so einige Tage während des Marsches durch die Steppe vergangen, die jetzt öde und trocken lag. Glücklicherweise hatten sich die Ahnungen Ruys nicht bestätigt und nur ab und zu hatte es einiger Seitenschwenkungen bedurft, um unliebhaften Begegnungen auszubiegen. War der Weg durch den Urwald beschwerlich gewesen, so galt dasselbe von dem Marsch durch die Steppe, denn drückend heiß schien die Sonne hernieder auf die weite hügelige Fläche, sodaß die Reisenden sehr unter ihr zu leiden hatten.

Außerdem schnitten die scharfen Gräser in die Kleidung ein und nur Ruy in seinem Lederanzug sah noch einigermaßen ganz aus, während die andern mehr Strauchdieben als ehrsamem Bürgern glichen und jetzt jeder der früheren Dandy's Kapstadt's die Gemeinschaft mit ihnen abgelehnt haben würde. Trotz alledem war

die Stimmung vorzüglich und es bedurfte nur weniger aufmunternder Worte Ruy's, um einen Zurückbleiben- den von Neuem anzutreiben, denn das siegreiche Ge- fecht hatte die Nerven aller gestählt und das Zutrauen zu der eigenen Kraft gehoben, sodaß die Gesellschaft jetzt mutig allen Gefahren entgegen sah.

Trotz alledem waren sie aber durchaus nicht unwillig, als sie am Nachmittag eines anstrengenden Marschtages zu ihren Füßen ein Thal erblickten, in dem reizend ge- legen eine Farm lag.

Niels Mertens Farm.

Ruy war oft bei dem Besitzer derselben gewesen und hoffte bestimmt hier Aufnahme zu finden. Der alte Merten hatte bereits mehrere Kriege gegen die Eng- länder mitgemacht und galt als der glühendste Feind derselben, umsomehr, da es ihm trotz aller Anstrengun- gen noch immer nicht gelungen war, diese von seinem Heim zu vertreiben, denn der Grund und Boden, auf dem seine Farm steht, war englisches Gebiet. Er war das Haupt der Afrikanderpartei Natal's und hatte schon oft seiner Meinung drastisch Ausdruck gegeben, sodaß die Abneigung beiderseitig war und jeder gern den Andern losgeworden wäre. Ueber diesem Kämpfen und Wehren war Mertens alt geworden und nur dem Umstand war es zu verdanken, daß er jetzt nicht schon wieder auf der Seite seiner Blutsbrüder, der Buren, stand und den Engländern die geliebte Büchse entgegen halten konnte. Eins aber that er, er unterstützte seine

Freunde wie er konnte und in dieser Angelegenheit hatte ihn Kuy oft aufgesucht, denn er galt als einer der angesehensten und reichsten Farmer des Natalgebietes.

Nebenher war er auch bekannt für seine Gastfreundlichkeit, von der Niemand, kam er bittend, ²ausgeschlossen wurde und auch hierdurch hatte er sich einen Stamm von Freunden erworben, die ihn verehrten als ihren Beschützer und Retter.

Dies alles teilte Kuy seinen Genossen mit, während sie von oben hinab auf die reinliche Farm, die schon von Weitem als Spiegel ihres Besitzers gelten konnte, sahen. Da waren genau die Höfe abgezirkelt, in der Mitte das Herrenhaus und neben ihm die feste Blockhütte, noch an alte Zeiten erinnernd, als sich der Besitzer dieses Hauses gegen feindliche Ueberfälle zu wahren hatte, und oft waren die Bewohner in dessen Gut geflüchtet, um von dort aus wenigstens ihr Leben zu verteidigen. Auch jetzt noch glich das Anwesen einer Festung, denn ringsum war es mit Pallisaden versehen: „Ich will nicht das wieder erleben, was ich erlebte!“ sprach der Alte oft und mit Recht. Er hatte schwer zu kämpfen gehabt.

„Nun hinunter!“ rief Kuy.

Langsam näherte sich die Schaar dem Hause.

„Halt! Wenn Ihr nicht eine Kugel zwischen die Rippen haben wollt, daß Ihr nach keiner zweiten verlangt!“ schallte es ihnen plötzlich entgegen.

Wie angemauert standen die Ankommenden und sahen sich gegenseitig erstaunt an, denn es war unmöglich, zu erkennen, woher die Stimme ertönte.

„Nun, Nun! Mal nicht gleich so eilig!“ rief Ruy.
„Zeigt doch wenigstens, wer Ihr seid!“

Als Antwort hierauf erhob sich hinter einer Schutzwehr ein alter Mann und neben ihm sieben kräftige Gestalten. Alle Acht herrlich anzuschauende von Kraft strozende Hünen, das Gewehr schußbereit. Besonders fiel aber der Älteste auf. Eine mächtige, übergroße Figur mit edlem Antlitz und langem Vollbart, der fast auf den Gürtel herabreichte. Ein Patriarch — der alte Merten und neben ihm seine Söhne, die zur Verteidigung bereit waren.

„Hollah, Merten! Kennt Ihr Euern Freund nicht mehr?“ begann Ruy.

„Was, Ihr seid es, Ruy? Teufelskerl, Euch hätte ich nicht vermutet!“ Der Alte hatte es freudig ausgerufen und eilte nun seinem Besucher entgegen. „Aber, wer heißt Euch in einer Begleitung von Dieben und Gaunern,“ er warf hierbei einen bezeichnenden Blick auf Ruy's Genossen, „und einem Frauenzimmer durch die Steppe zu reisen? Seid aber herzlich willkommen!“

Die Bezeichnung „Diebe“ und „Gauner“ hatte bei Allen ein fröhliches Gelächter hervorgerufen und Ruy machte sich nun sofort daran, seine Genossen vorzustellen, was wieder allgemeine Heiterkeit erregte, denn unter den Dieben und Gaunern, ja sogar unter dem

Frauenzimmer befanden sich die glänzendsten Namen der Burenrepublik.

„Na, nichts für ungut“, meinte der Alte treuherzig. „Aussehen thut Ihr aber doch wie alles Mögliche, nur nicht wie ehrlicher Leute Kinder. Seid auch herzlich willkommen.“ Damit streckte er jedem seine Rechte entgegen.

„Und nun tretet ein, was mein Haus vermag, soll Euer werden.“

Das war burische Gastfreundschaft. Er hatte nicht gefragt, woher die Besucher kamen und nicht gefragt, wohin ihr Weg, aber dennoch Gastfreundschaft, solange er vermochte.

Erst drinnen im Haus, als die hungrige Gesellschaft an der langen Tafel saß und tüchtig bewirtet wurde, theilte ihm Ruy das Nötigste mit und der Alte glänzte vor Freude, als er hörte, wie man den Engländern wieder einen Streich zu spielen gedente und ihnen lehren wolle, ihre Hand nach dem schönen Transvaal auszustrecken.

„Hol' sie alle der Teufel!“ brummte er wiederholt.

Ernst wurde er auch, als ihm Ruy den Ueberfall durch die Kaffern erzählte, denn er kannte das heimtückische Volk und schloß ebenso wie der junge Mann, daß sie von den Engländern aufgewiegelt worden seien und daß mit diesem Kampf wohl noch nicht alle Mühen zu Ende seien, daß die kleine Truppe, war sie auch den Kaffern entgangen, jedenfalls noch den Engländern unter

die Finger geraten würde und deswegen schloß Ruy seine Auseinandersetzung, wollte ich Euch gleich heute bitten, uns Pferde zur Verfügung zu stellen.

Merten strich sich nachdenklich durch seinen langen Bart und stieß ein paar große Rauchwolken aus seiner Pfeife, die inzwischen bei Allen in Thätigkeit getreten war.

„Gern, sehr gern! Sollt Ihr haben und zwar die Besten, die ich bei mir aufreiben kann. Kennt mich ja, Ruy, gebe gern etwas her, wenn es John Bull schaden kann.“

Ruy dankte ihm lebhaft.

„Aber noch eins,“ fuhr der andre fort, „morgen dürft Ihr mich noch nicht verlassen. Seht gar zu jammervoll aus, wollen sehen, ob meine Alte etwas hat, um Euch auszuflicken. Thut Euch auch etwas Ruhe not.“

Auch hiermit konnte sich der junge Mann gern einverstanden erklären, denn er sah ein, daß er mit einer hungrigen Truppe nicht viel erzielen werde und schlug daher kräftig in die Hand des Alten. Damit hob der Patriarch die Tafel auf, wonach sich die Angekommenen dann eilig in ihr Lager verfügten.

Es waren herrliche Tage, welche die abgespannten Männer auf Mertens Farm verlebten, Tage der Ruhe und des Genusses. Wer weiß, wie bald sich das alles ändern konnte, und darum gab sich jeder dem Augenblicke hin. Ruy empfing noch manchen guten Ratschlag

von dem Alten und als es zum Scheiden ging, da war er über alles Wissenswerte aufgeklärt. Auch seine Genossen hatten sich sehr zu ihrem Vorteil geändert, alle waren neu gekleidet und alle saßen stolz zu Rosse, sodaß man sie nun nicht mehr mit Strauchdieben verwechseln konnte. Bertha hatte ein kleines aber tüchtiges Pferd erhalten und tummelte daselbe schon während ihrer Anwesenheit auf der Farm tüchtig herum, hatte sie doch so lange nicht zu Pferde gesessen.

Alles war bereit zum Ausbruch.

An der Thür stand nur noch Ruy mit dem alten Merten, während die Andern bereits zum Thore hinausgeritten waren. Es hatte einen bewegten Abschied gegeben.

„Ruy!“ bat der Alte. „Ich habe einen Wunsch, erfüllt ihn mir. Seht, ich habe sieben Söhne, sieben tapfere Jungens, ich will nicht haben, daß sie daheim bleiben, während die andere kampffähige Jugend hinauszieht, um für ihr Vaterland zu fechten. Nehmt sie mit, ich hoffe, sie werden mir Ehre machen und nicht zurückkehren, es sei denn als Sieger. Sie sind mir das Liebste, was ich habe, ich will es opfern auf dem Altare des Vaterlandes, möchte der Herr, daß mein Opfer von Nutzen ist! Dort stehen sie und werden Euch folgen. Lebt wohl!“

Ein fester inniger Händedruck des Alten, ein gleicher seiner Frau, der ehrwürdigen Greisin, die stolz auf ihre Söhne blickte, wie einst jene Spartanerin „Mit diesem

oder auf dem Schilde“ und Ruß schwang sich zu Pferde.

Ihm folgten sieben junge Männer, das Glück ihrer Eltern, mochten sie das erreichen, was der Vater erstrebt.

Noch ein Blick zurück nach der Heimat und dann „Vorwärts der Zukunft entgegen“.



Bei Glencoe.

Glencoe, dieser kleine unbedeutende Ort. Wer kannte ihn früher? Und wie berühmt ist er geworden durch die Schlachten, die dort ausgefochten wurden, waren es doch die ersten, in welchen die Buren ihren stolzen Gegnern zeigten, was ein freies Volk, das um Heimat und Recht kämpft, vermag gegen Söldnerschaaren, die für Geld in die Schlacht ziehen. Zum erstenmale holten sich hier die Engländer von den verachteten Buren eine jener Schlappen wieder, die sie schon früher fast in derselben Gegend öfter erlebt hatten, und das mit Recht.

Bis aufs Blut gereizt haben sie die Buren durch ihre Krämerpolitik, die mit dem größten Raffinement durchgeführt wurde. Raubzüge, wie der des famosen Jameson, über die nur ein allgemeiner Schrei der Entrüstung herrschte, unverschämte Forderungen waren der

Anfang der kommenden Ereignisse und nun war der Krieg da, leichtsinnig herauf beschworen und wie die Zukunft gezeigt hat, auch leichtsinnig begonnen.

Die Sympathien Europas stehen auf Seiten der Buren und es wird nur wenige geben, die nicht das Recht auf Seiten der Angegriffenen suchen.

Die Gegend bei Glencoe ist sehr günstig für ein Gefecht, wie es die Buren führen, bei dem nicht Massenentfaltung, sondern sichere Deckung und gutes Schießen in Betracht kommt, denn der Ort liegt zu Füßen des Berglandes, über welches die Pässe nach der Grenze führen und das ganze Land bietet außerordentliche Schwierigkeiten für eine militärische Truppenentwicklung nach europäischem Muster und man muß sich daher wundern, warum General White gerade diesen Platz zum Lager benutzte.

Wahnte er die Nähe der Buren nicht, oder war es Leichtsin.

So hatte bereits schon am 18. Oktober ein kleines Gefecht stattgefunden, das mit einem Siege der Engländer endigte.

Drüben auf Seiten der Buren war man guter Dinge. Die kleinen Niederlagen der letzten Tage hatten durchaus nicht die Zuversicht auf einen endlichen Sieg verringert, sondern im Gegenteil, der Mut war noch gestiegen durch das Bestreben, die erlittene Scharte wenn möglich schon in den nächsten Tagen wieder auszuweichen. Noch lag die Hauptmacht des Burenheeres

in den Bergen und war erst im Begriffe vorzudringen, um sich bei Glencoe, wo inzwischen auch General Joubert eingetroffen war, zu konzentrieren.

Joubert, eine sehr schöne Gestalt [mit mächtigem weißen Bart, wohl schon ein betagter Sechziger, saß, umgeben von seinen Offizieren, in einem kleinen Hause Glencoe's. Es war am Morgen des 20. Oktober und er hatte eben die Meldung empfangen, daß die erwarteten Verstärkungen angelangt wären und begierig seien, gegen den Feind geführt zu werden.

Mit ernstern Mienen studierte er die vor ihm liegende Karte, um dann ab und zu aufblickend Befehle zu geben, die die andern eifrig notierten. Es kam auf den heutigen Tag viel an. Gelang es, die Engländer zu schlagen, so mußte es auch glücken, sie auf Lady-mith zurückzuwerfen und womöglich daselbst einzuschließen, wodurch eine erhebliche Verringerung ihrer Streitkräfte stattfinden mußte. Deswegen war es von Wichtigkeit, daß jede Bewegung gut ausgeführt und vor allen Dingen dem Feinde der Weg nach Osten verlegt wurde.

Eben wollte Joubert den Kriegsrat beenden, als eine Ordonnanz eintrat.

„Colonel Ruy Verden bittet um die Ehre.“

„Ah, Verden, er kommt von Kapstadt, hin gespannt, was er bringt. Meine Herren, Sie warten wohl noch einen Augenblick,“ rief der alte Heerführer aus, und fuhr dann zu der Ordonnanz gewendet fort: „Soll eintreten.“

Wenige Augenblicke später trat Ruy sporenkirrend in das Zimmer, wo er sich zuerst vor dem General und dann vor dessen Begleitung verneigte. Joubert reichte ihm die Hand.

„Nun, Colonel, bringen Sie Wichtiges aus Kapstadt?“

„Sehr Wichtiges, General, hier die mir aufgetragene Botschaft, zur Weiterbeförderung an den Präsidenten“. Er überreichte mit diesen Worten die geheimen Briefschaften. „Der Afrikanderbund ist bereit, mit Transvaal gemeine Sache zu machen und es wird nicht lange dauern, so strömen die Tapferen des ganzen südlichen Afrika zu den Fahnen. Freilich wird alles der tiefsten Geheimhaltung bedürfen, denn bereits ist England über die ganze Bewegung orientiert und wir hatten schon schwer zu kämpfen, bis es gelang, uns durch das aufgeregte Gebiet durchzuschlagen.“ Er gab nun einen kurzen Bericht der Reise und schloß dann, nachdem er dem General noch einen Ueberblick über die gegenwärtige Stellung der englischen Truppen, soweit er diese erfahren konnte, gegeben hatte, mit den Worten: „Vor dem Hause halten siebendzwanzig tapfere Bürenföhne, bereit zu kämpfen für ihr Vaterland, und bitten Sie, General, mit mir, uns in die Reihen Ihrer Truppen aufzunehmen!“

„Ich danke Ihnen, Verden, solche Leute können wir brauchen, noch heute werden Sie Ihre Feuertaxe erhalten und nun leben Sie wohl, meine Herren. Auf zum Kampf!“

Mit einem kurzen Griff drückte er den Hut auf sein Haupt und trat, gefolgt von seinen Offizieren und Beden, hinaus, wo er von den Buren freudig begrüßt wurde.

Kuy teilte sofort seinen Freunden die Entscheidung des Generals mit und eilte dann, um sich zu verabschieden, zu Bertha, die er einstweilen in der Nähe in einem Hause untergebracht hatte.

Die kleine Truppe war erst diese Nacht eingetroffen und wie ein Wunder war es gelungen, unverfehrt durch den englischen Militärkordon bis zu den Buren vorzudringen, aber es war geglückt und das war hauptsächlich der umsichtigen Führung Kuy's zu verdanken. Zwar hatten sie sich manchen Tag verbergen und in der Nacht reiten müssen, doch endlich war nun die Gefahr vorüber, sie waren angelangt, um nun geeint mit ihren Stammesgenossen gegen den Erbfeind zu fechten.

Der junge Mann wurde von Bertha freudig begrüßt.

„Fräulein!“ begann er, „ich komme, um mich von Ihnen zu verabschieden. Der General hat erlaubt, daß wir heute schon in dem Gefecht mit thätig eingreifen und wir werden diese Ehre zu würdigen wissen. Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner, falls mir etwas Menschliches geschehen sollte.“


Innig drückte er ihre Hand, während sie stolz zu ihm emporblickte.

„Kuy! eine Ahnung sagt mir, daß Sie unverfehrt zurückkehren werden, aber möge geschehen, was da wolle,

feien Sie überzeugt, Sie werden nie vergessen werden, und nun gehen Sie und thun Sie Ihre Pflicht.“

Damit ging er von ihr und während er seiner Truppe zuschritt, ertönte schon von Ferne der Geschützdonner, — die Schlacht bei Glencoe begann.

Die Abteilung, welcher Ruy mit seinen Begleitern zugeteilt war, hatte die Deckung einer Batterie Geschütze übernommen und versuchte sich nun in dem Vor- gelände festzusetzen, wo sie sofort mit den englischen Tirailleuren ins Gefecht kam. Bald knatterte das Gewehrfeuer und die Kugeln flogen herüber und hinüber, doch richteten sie bei den gut postierten Buren nur wenig Schaden an, während diese selber, langsam und bedächtig schießend, dem Feinde beträchtliche Verluste beibrachten, sodaß sie das Terrain in kurzer Zeit gesäubert hatten und ihre Stellung weiter nach vorn verlegten.

Ruy hatte von seinem Standpunkte aus einen vorzüglichen Ausblick über das ganze Schlachtfeld. 

Im Süden entwickelten sich in langen Reihen die aus dem Lager aufgeschreckten englischen Truppen und drangen langsam, durch ihre Schwere die einzelnen Buren-Abteilungen zurücktreibend, vor, bis sie an die Berge gelangten, wo das Gefecht wieder zum Stehen kam, denn hier wurden sie von den Buren scharf beschossen. Oben auf einer Höhe konnte man den General Joubert halten sehen, wie er ab und zu Adjutanten absandte und dann wieder scharf das Gefecht beobachtete.

Jetzt kam auch ein Reiter auf Ruys Batterie zugepfercht und kurze Zeit darauf begann diese, vorsichtig nach vorne manövrierend, in das Gefecht einzugreifen.

Schuß auf Schuß frachte nun hinüber in die englischen Reihen, wo man die Geschosse einschlagen sah und die verheerende Wirkung derselben deutlich beobachten konnte. Aber auch drüben auf englischer Seite hatte man die unliebsame Batterie bemerkt und versuchte diese nun durch ein energisches Gegenfeuer zum Schweigen zu bringen.

So tobte der Kampf bis Mittag ohne großen Erfolg auf und nieder, einmal gingen die Engländer vor, einmal die Buren, ein nennenswertes Resultat wurde von keiner Seite erzielt. Plötzlich trat eine Wendung ein.

Noch einmal machten die Engländer übermenschliche Versuche, die Burenbatterien zum Schweigen zu bringen und wirklich, es gelang; eine Batterie nach der andern stellte ihr Feuer ein und nun gingen die Gegner zum allgemeinen Angriff vor.

Es war ein herrlicher Anblick, diese Truppenmassen gegen die schwachen Linien der Buren vordringen zu sehen und langsam zogen sich diese kämpfend zurück, bis in die Berge hinein, wo sich das Gefecht in eine Reihe Einzelkämpfe aufzulösen drohte, als plötzlich das Kriegsglück wieder zu den Buren zurückkehrte, denn mit aller Kraft eröffneten diese ihr Feuer von Neuem und furchtbar wirkten die aus solcher Nähe geschleuderten Geschosse, in den Reihen der Engländer gräßliche Ver-

heerungen anrichtend. Zu alledem kam nun noch, daß die Führer einer im Vorgehen begriffenen englischen Batterie die Gewalt über ihre Maultiere verloren, so daß diese kerzengerade auf die Linien der Buren zujagten, wo sie mit lautem Jubel empfangen wurden.

Jetzt gab es kein Halten mehr. In geschlossenen Linien drangen die Buren auf die verwirrten Bataillone der Engländer ein und zersprengten diese vollständig. Bald befand sich alles in regelloser Flucht, verfolgt von den Buren, die noch viele Gefangene und große Beute machten. Der Sieg war ein vollkommener und war die direkte Veranlassung zur Einschließung General White's in Ladysmith.

Als gegen Abend die Hornrufe Alles, was nicht zur Verfolgung des Feindes aufgebrochen war, zusammengerufen hatte, stellte sich heraus, daß die Verluste der Buren im allgemeinen gering waren, da diese meist aus sicherer Deckung gefochten hatten, während die Gegner schwer gelitten hatten.

Zwar war auch auf Seite der Sieger Mancher gefallen, zwar vermißte Mancher einen treuen Freund und Waffengenossen, doch die Freude über den Sieg milderte den Schmerz, war er doch gefallen, noch mit brechendem Auge den Triumph seines Vaterlandes schauend.

Auch Ruy sammelte sein Häuflein wieder um sich. Auch diesmal waren Alle, die mit ihm Kapstadt verließen, glücklich den Kugeln des Feindes entronnen, die

andern aber fehlten, vergeblich blickte er sich nach den Söhnen des alten Merten um.

Auf seine besorgte Frage führten ihn die Freunde auf das Schlachtfeld.

Hier lagen die Söhne des Buren tot und kalt. Bei der Verteidigung ihres Geschützes waren sie dahin gerafft worden. Da lagen sie, das Gesicht dem Feinde zugewandt, die Wunden in der Brust, nicht entstellt, denn ein Lächeln spielte um ihre Lippen. Hatten sie noch sterbend den Siegesruf ihrer Genossen vernommen?

Ernst trat Ruy heran und zog seinen Hut vor diesen Leichen, sie hatten einen ehrlichen, schönen Soldatentod gefunden — — er betete.

Es ist das bittere Geschick des Krieges, daß er Wunden reißt, die nie zu bluten aufhören und Fluch dem, der ihn leichtsinnig heraufbeschwört, denn nichts kann den Schmerz der Mutter, des Vaters tilgen. Mit Wehmut gedachte Ruy der alten Eltern dort auf der schönen Farm in Natal. Wie hatte doch der alte Merten gesagt? „Nehmt sie mit, ich opfre sie.“ Das Opfer war geschehen, doch nicht zwecklos, aber dennoch grausam und traurig, furchtbar traurig. Wie würde das alte Paar die Trauernachricht aufnehmen. Ruy wußte es, ernst und gefaßt und nur in ihrem Innern würde es toben, aber Niemand würde das merken. Das Vaterland verlangte Hilfe und sie ward ihm. Wollte der Herr, daß endlich die Sonne der Freiheit

ungetrübt über den südafrikanischen Ländern leuchten möge und den Afrikandern das zurückgegeben würde, was ihnen von Rechtswegen gebührt. Das waren die Gedanken, welche Ruy bei diesem Anblick durchzogen.

Unter einer Eiche, nicht weit von der Stelle, an welcher sie gefallen waren, grub man den Sieben auch ihr Grab, sorgsam gebettet wurden sie auch hineingelegt, um dem Tage entgegen zu schlummern, an dem der Herr seine Heerschaaren sammeln wird.

Drei Salven frachten über den braunen Erdhügel hin, der die Stelle bezeichnet, an der das Glück eines Elternpaares ruht.

In die Rinde der Eiche schnitt Ruy die Worte: „Hier ruhen sieben tapfere Krieger, Söhne eines Vaters, sämtlich gefallen am Tage der Schlacht bei Glencoe. Ehre ihrem Andenken.“

Noch ein kurzes Gebet und die Lebenden traten wieder in ihr Recht. Still verließen die Freunde der Toten den Platz und begaben sich in das Lager, wo Ruy wieder zum Höchstkommmandierenden befohlen wurde.

Im ganzen Lager herrschte lebhaftere Aufregung, ein Gemisch von Schmerz, wegen der gefallenen Freunde, und Freude über den errungenen Sieg. Endlich war es gelungen, den Engländern zu zeigen, daß man nicht ungestraft seine Hand nach fremdem Eigentum ausstreckt und überall standen Gruppen, die das Ereignis auf das lebhafteste besprachen. Auch Ruy wurde oft angehalten, denn er war allgemein bekannt und sein

Marsch durch den Urwald und die Steppe war nicht verschwiegen geblieben, weshalb es ihm nur schwer gelang, bis zu Joubert, der wieder in seinem alten Hause Quartier genommen hatte, vorzudringen.

Aus vollem Herzen brachte er dem alten General seine Glückwünsche für das siegreiche Treffen aus, die dieser mit gleichen Glückwünschen erwiderte, denn erst jetzt habe er gesehen, wie wichtig die ihm überbrachten Papiere seien und er freue sich lebhaft, daß es gerade Ruy gelungen sei, ihm dieselben zu überbringen, wobei er der Schwierigkeiten, die das Unternehmen mit sich gebracht habe und der bewiesenen Tüchtigkeit des jungen Mannes und seiner Begleiter gedachte.

Ruy lehnte bescheiden diese Lobsprüche ab.

„Eins aber sähe ich gern, wenn Ihr es auch selber unternehmen wolltet, die Botschaft dem Präsidenten zu bringen,“ nahm er dann wieder das Wort. „Wie ich höre, habt Ihr die Tochter des alten Nietner auf Eurer Reise mitgebracht und ich kalkuliere wohl nicht unrichtig, wenn ich denke, daß Ihr diesen Schatz selber an seine Adresse befördern möchtet.“ Ruy verbeugte sich lächelnd.

„Hoffe aber dann, Euch wieder bei mir zu sehen!“ Damit überreichte er ihm die Botschaft der Afrikaner und einige andere das Gefecht betreffende Meldungen.

„Reist als Siegesbote und kehrt bald wieder. Lebt wohl, Ruy.“ Nochmals reichte er ihm die Hand und der junge Mann verließ hoch erfreut über den ihm so ehrenvollen Auftrag das Haus.

Draußen angekommen, begab er sich noch einmal zu seinen Gefährten und verabschiedete sich von ihnen, indem er die Hoffnung aussprach, bald wieder bei ihnen sein zu können, um Seite an Seite mit denen, die bis jetzt alle Gefahren mit ihm geteilt hatten, auch den weiteren Krieg zu erleben.

Dann suchte er Bertha auf, um dieser mitzuteilen, daß er sie bei ihrer morgigen Abreise begleiten werde. Auch diese hatte bereits von ihren Freunden Abschied genommen und war nun hocherfreut, die Gesellschaft Ruy's noch einige Tage genießen zu können.

Ihrem Vater hatte sie schon ihre Ankunft mitgeteilt, und hoffte, daß sie dieser empfangen werde.

In Johannesburg.

Heinwärts! Heimat! — — —
Zwei herrliche Worte und wer hätte wohl ihren Zauber noch nicht erfahren, wenn er auf bestaubter Landstraße dahinschreitend, oder im dumpfigen Zuge sitzend zum erstenmal seit langer Zeit wieder die Türme des Heimatsortes auftauchen sieht, wenn sein Auge die Gegenden erblickt, wo er vielleicht vor Jahren einmal glücklich gewesen ist. Jeder Stein bekommt dann Wert, an jeden, auch den geringsten Ort knüpfen sich da Erinnerungen.

Hier hat er einst mit seinem Lieb gestanden, dort lernten sie sich kennen und an jenem Orte wieder erhielt er den ersten Kuß, bis er dann schied. Ob sie wohl seiner harren wird? Und wieder schaut dann das Auge auf die geliebte Gegend, auf das Heimatland. O herrlich die Heimat, das Haus, wo wir unsere Kindheit verlebt und furchtbar ist das Loos dessen, der heimatlos und ohne Ruhe die Welt durchpilgert, geht und gestoßen, bis sein Ende naht.

Es ist ein eigenes Ding um unser Herz und unsere Liebe, mögen sie auch noch so kalt sein, mögen sie noch so lange geschlummert haben, einmal werden sie doch wieder erweckt und dann möchte das erste überlaufen vor Schmerz und Weh, wenn man der Tage gedenkt, die man im bittern Trotz verloren.

An Aehnliches dachte Ray, als er in die Kissen des Coupee's zurückgelehnt, Johannesburg zueilte.

Zwar war die alte Stadt nicht seine eigentliche Heimat, aber sie war an ihre Stelle getreten, denn er hatte die Republik mit ihren treuen hiedern Bewohnern liebgewonnen, die ihn einst in ihre Reihen aufgenommen hatten, und war bereit, gern sein Leben, sein Hab und Gut für sie dahin zu geben. Rasch wie im Fluge eilte die Landschaft vorüber und die Gedanken des jungen Mannes verwirrten sich immer mehr, blitzschnell sprangen sie von einem Punkt zum andern über und träumend erlebte er noch einmal die Ereignisse der letzten Wochen. Glück zu — es war erreicht.

Dann wieder fiel sein Blick auf die ihm gegenüber-
sitzende Bertha.

Während Nuy die kleidsame Uniform der Offiziere
der südafrikanischen Republik trug, hatte sie ihr Jagdkleid
nun wieder mit einem Reisekostüm vertauscht und ge-
währte, wie sie den Kopf sanft an die Lehne anlegte,
einen reizenden Anblick, der es dem jungen Mann
schwer machte, sich wieder von ihr weg zu wenden, und
immer wieder kehrten seine Augen zu ihr zurück, wo-
rauf sie ihn jedesmal lächelnd anschaute.

Die Beiden waren die ganze Nacht gefahren und
als der Morgen anbrach, fuhr der Zug auf dem Bahn-
hof zu Johannesburg ein, wo Bertha von ihrem be-
sorgten Vater, der ihr noch von Pretoria entgegen ge-
fahren war, empfangen wurde.

Dieser hatte durch einen Privatbrief aus Kapstadt
bereits erfahren, wer der junge Mann, der Beschützer
seines Kindes, sei und begrüßte ihn herzlich, wobei Nuy
gleich erfuhr, daß der alte Mietner sich in der Beglei-
tung des Präsidenten Krüger in Johannesburg befinde,
weshalb auch er seine Fahrt hier abbrach, um sich seines
Auftrages zu entledigen.

Bereint verließen die drei die Bahnhofshalle und
fuhren dann dem Rathause, wo der Präsident zur Zeit
weilte, entgegen. Unterwegs erfuhr Nuy von dem
alten Mietner, der zu den einflußreichsten Buren der
Republik gehörte, das Nötigste über die laufenden Er-
eignisse und warum es der bejahrte Krüger für nötig

gehalten hatte, wieder einmal sein Heim in Pretoria zu verlassen. Er wollte nicht seine Buren in den Kampf ziehen lassen, ohne sie, der er selber nicht folgen konnte, noch einmal begrüßt zu haben, und diese, erfreut durch diese Zuneigung, umjubelten den selbstergählten Lenker ihrer freien Heimat, der vor vielen Jahren mit in dieses Land gedrungen war und lange die Geschicke desselben leitete.

Johannesburg ist nicht die Hauptstadt der südafrikanischen Republik, sondern das weiter nördlich gelegene Pretoria, die Residenz des Präsident Krüger, trotzdem wird es aber eigentlich in Europa mehr genannt als das zweite, denn vor allen Dingen ist es die größere und industriereichere und dann trugen sich in den letzten Jahren dort die Ereignisse zu, welche den Anlaß zu dem ganzen Kriege gaben oder wenigstens als Anfang jener Kette von Verwickelungen zu gelten haben, die Präsident Krüger zu seinem Ultimatum an die englische Regierung trieben.

In der Nähe von Johannesburg wurde dem Raubzuge Jamesons ein Ende bereitet, der bei Krügersdorp eingeschlossen und zur Kapitulation gezwungen wurde.

Was weiter geschehen, ist wohl jedem Zeitungsleser bekannt.

Johannesburg selber ist eine bedeutende Bergwerksstadt mit über 100 000 Einwohnern, von denen die Hälfte Weiße sind, und die eigentliche Zentrale der südafrikanischen Republik, da hier die meisten Fremden

zusammengeströmt sind und auch der ganze Handel seinen Weg über Johannesburg nimmt.

In den Straßen sieht man die Typen aller Länder und hört die Sprachen aller Nationen

Nebenbei besitzt die Stadt noch den Ruhm, den sechsten Teil der ganzen Goldproduktion der Erde inne zu haben, ein Ruhm, der leider der Republik zum Schaden gereichte, der gelbe Staub erweckt den Neid.

Vor dem Rathause stand eine große Menge bewaffneter Männer zusammen, die noch durch immer weiter von allen Seiten eintreffende Trupps vermehrt wurden, und Alle schauten sie hinauf zu dem Balkon, auf dem sich von Zeit zu Zeit die Gestalt des Präsidenten zeigte, lebhaft begrüßt. Endlich war es gelungen, bis zu der Treppe vorzudringen und die drei stiegen nun hinauf zu dem großen Balkonsaale, wo, umringt von den ersten Bürgern der Stadt, Ohm Krüger saß.

Er hatte schwere Zeiten gesehen, Zeiten, wo das Blut der Holländer in Strömen floß, jetzt aber blickte er freudig auf die Seinen, als Kietner, gefolgt von seiner Tochter und Ruy, eintrat.

„Präsident!“ begann der Alte, „Colonel Ruy Verden kehrt von Kapstadt zurück, er bringt frohe Botschaft.“

„So sei er willkommen!“ entgegnete Krüger und blickte gespannt auf Ruy.

„Ja, ein Glücksbote bin ich, Herr Präsident! Die Afrikaner Kapstadts bitten um die Ehre, in den Reihen der südafrikanischen Republik kämpfen zu dürfen und

wünschen Ihnen Glück zu dem beginnenden Streite. Bei Glencoe war ich dabei, als die Engländer zum erstenmale geschlagen wurden von Ihren Truppen, die Stimmung im Lager war vorzüglich, General Joubert übergab mir diese Botschaft.“

Damit überreichte er, sich vor dem Präsidenten verbeugend, die Brieffschaften. Jener verlas die Adresse der Kapstadtafrikander stehend.

„Ehre und Dank unsern Freunden, meine Herren. Wir werden nicht allein stehen in dem Kampfe um unser Recht. Colonel, ich danke Ihnen, Sie haben viel geleistet!“

Jetzt erhoben sich wieder und wieder die Rufe der Menge vom Plaze herauf und Krüger trat, gefolgt von den Herren, hinaus auf den Balkon, drinnen allein blieben Kay und Bertha.

Am Tische angelehnt, stand der junge Mann und blickte, die Arme über der Brust verschränkt, auf die vor ihm sitzende Bertha, die diesen Blick fest erwiderte.

Noch einmal fragte er sich, ob er es wagen könne, um dieses Weib zu werben, noch einmal gedachte er der kurzen Zeit, die er mit ihr zusammen gewesen, jedes Augenblickes gedachte er und — ja — sie würde ihn nicht zurückweisen.

„Fräulein Bertha.“

„Herr Berden?“ fragte sie.

„Jetzt ist die Zeit gekommen, von der ich sprach in jener Zeit der Gefahr, als wir gezwungen waren, das

Schiff zu verlassen. Damals sagte ich Ihnen, daß ich einst, wenn alles vollbracht sei, zu Ihnen kommen werde, um Sie zu fragen, ob Sie die Meine werden wollen. Bertha, ich habe Zeit gehabt, mich zu prüfen, ich liebe Sie jetzt mehr denn je, können Sie mich wieder lieben?“

Er war auf sie zugetreten und hatte mit festem Druck ihre Hände erfaßt.

„Ja!“

„Also Ja, ich darf hoffen. Zwar ist noch viel zu thun, zwar muß ich noch einmal hinaus in den Kampf, aber die Erinnerung an Sie wird mir die Beschwerden leichter werden lassen, sie wird mich begleiten auf allen Wegen. Doch hoffen wir. Auch nach diesem Kampf wird einst ein Frieden kommen und dann, Bertha, werde mein, sei mein geliebtes Weib.“

„Ich will es, Geliebter.“

Engumschlungen standen die Beiden dort oben, während von draußen die Hochrufe der in den Kampf ziehenden Buren heraufstönten immer wieder und immer lauter, bis es plötzlich aus tausend Kehlen ertönte:

Und wieder ob dem Vaterland
Das heil'ge Banner schwebt;
Und Weh' der gottvergess'nen Hand,
Die frech nach ihm sich hebt!
Nun flattre hoch zum Himmelszelt,
Der Feind entfloß zu Thal,
Heil Rot-Weiß-Blau im grünen Feld
Freibanner von Transvaal!

In schweren Nöten oft erprobt,
Bewachtest du uns treu.
Nun auch der Sturm vorbeigetobt,
Geloben wir auf's Neu':
Ob Löwe Kaffer oder Brit'
Mit gierem Hohn dir droht,
Du wehst uns stolzer nur beim Ritt
Vorán in Kampf und Tod.

Drum stätt're hoch im Sonnenbrand,
Freibanner von Transvaal.
Heil Rot-Weiß-Blau am grünen Rand!
Vom Drachenberg zum Vaal!
Der Feind entfloh — im Freiheitslicht
Das heil'ge Vierfarb weht,
Und weh' dem gottverlass'nen Wicht,
Der's uns noch einmal schmächt!



Deutsches Druck- u. Versandthaus Langensalza.

Specialgeschäft

für
äusserst billige Lieferung sämtlicher Drucksachen für Industrie und Handel.

GER 9029/11

Beantwortung

Langensalza i. Th., 12/12 99.

Me. v. d. Floren

Sehr Excellenz

Herrn Willem Johannus Lugt,
Staatssekretär der „Südafrikanischen Republik“

Zunächst möchte ich mich für Excellenz wie auch für meine
den Kampf um die Freiheit.

zu überwinden, das ich nicht in den Wünschen, dass die Sympathie, die Ihnen entgegen
die Ihnen jetzt zur Seite stehen, auch für die Sache der Freiheit sind und mit der Hoffnung, dass die
die Gelingen auch Sieg mit dem aufgedringenen Kampfe hervorzuführen.

Mit aller Hochachtung

Ihre Excellenz ergebener

W. J. B. B. B.

60/7364

Im Verlage des „Deutschen Druck- und Versandthaus“
ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Thuringia“, Lose Blätter für erzählende thüringische
Geschichte,

Band 1. Bilder aus den Bauernkriegen. 50 Pf.

Band 2. Der letzte Münzer. 50 „

„**Das Genie**“, Lustspiel. 1 Mf.

„**1866** oder **Er requiriert**“, Lustspiel.
incl. 4 Rollen 1,50 „

Drucksachen jeder Art, Werke ic.

liefert bei moderner sauberster Ausstattung zu den denkbar
billigsten Preisen

Deutsches Druck- und Versandthaus
Langensalza.

Thüringer Volksfreund.

Reichhaltige interessante Tageszeitung mit mehreren Bei-
blättern. Nur 50 Pfg. pro Quartal.

Wirksamstes Insertionsorgan.

Jede Hausfrau

sollte im Interesse ihrer Familie nicht versäumen, auf die
Hausfrauenzeitschrift

„Küche und Haus“

zu abonnieren, da dieses Blatt in jeder Nr. eine Menge
Ratschläge giebt über richtiges gesundheitsliches Kochen und
rationelle Ernährung, über Krankenkost, Gesundheitspflege,
Kindererziehung usw., überhaupt über alle Punkte, die die
Gesundheit der Familie und damit Glück und Wohlstand
fördern, daneben aber auch die Hausfrau über Modefrage
und sonstige sie interessierende Angelegenheiten unterrichtet
und durch spannende Novellen, Gedichte etc. etc. für Unter-
haltung sorgt.

„Küche und Haus“ ist ein treuer, wert-
voller Familienfreund,

der die kleine Ausgabe für das Abonnement
hundertfach wieder einbringt.

Preis des hübsch ausgestatteten reichhaltigen Mon-
thesftes nur 10 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, Kolporteur oder Post-
anstalt oder direkt vom Verlag von „Küche und Haus“
Langensalza.